

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 39 (1963-1964)

Heft: 6

Artikel: ...und haben nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen können : der Weg zu den Obdachlosen

Autor: Sieber, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

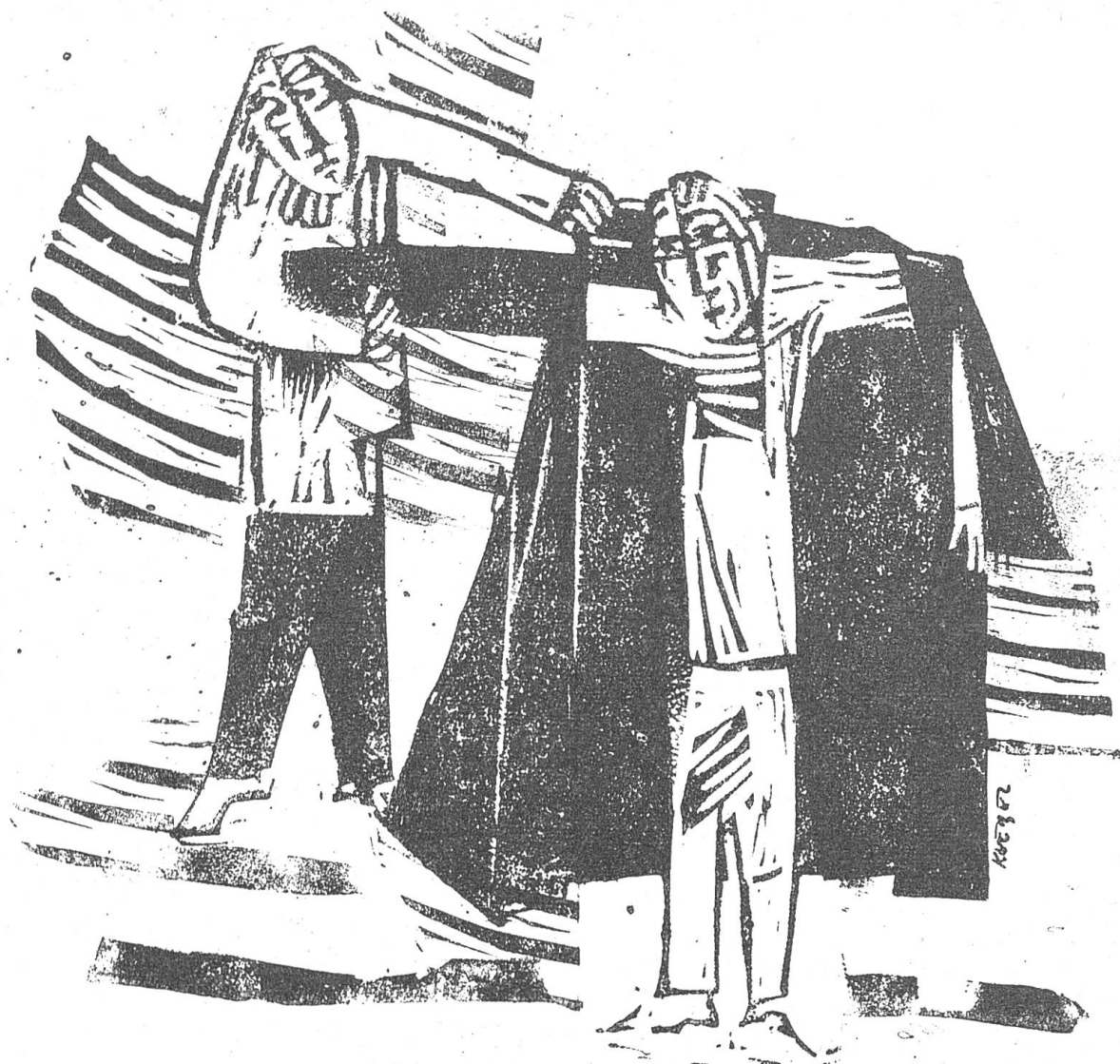


Illustration Erwin S. Knebel

... und
haben
nicht,
wo
sie ihr
Haupt
hin-
legen
könne

Der Weg zu den Obdachlosen

Von Pfarrer Ernst Sieber

Nach amtlichen Schriften bin ich zweimal geboren: am 24. Februar 1927, laut Geburtsschein, das erste Mal und am 27. Februar 1927, laut Taufschein, das zweite Mal. Da mich aber meine Mutter selbst geboren hat, vertraue ich ihrer Aussage, und diese lautet auf den 24. Februar.

Das war also im Zeichen des Fisches. Das Zeichen des Fisches hat für mich aber nicht astrologische Bedeutung im Sinne des Horoskopes. Es hat für mich buchstäbliche Bedeutung: «Ichthys» ist das griechische Wort für Fisch. Das sind die Anfangsbuchstaben von den Worten des Jesus Christus, Sohn Gottes, Retter, in griechischer Sprache. Also ist der Fisch das Zeichen für Jesus Christus. Und Er ist mein Zeichen.

Der Acker

Ich fühle mich mitten im Strom der Zeit, manchmal schwimme ich mit, manchmal dagegen. Gegen den Strom schwimmen lernte ich frühzeitig.

Ich war früher Knecht bei den Bauern. Das war ich von ganzem Herzen. Ich liebte die Feldarbeit, das Pflügen. Noch spüre ich das Zittern des schweren Pfluges in den Armen, wenn das blankgeschliffene Metallstück der Riester in die Erde griff. Manchmal seufzte die Erde, manchmal tönte es wie fernes Singen aus der Tiefe des Erdreiches, oder aber es ging fast lautlos durch den frischbraunen Boden.

Es ist auf dem Lande die Regel, daß einer während der Arbeit viel allein ist. Auch ich war oft al-

lein. Ich fühlte und hörte ganz deutlich meinen eigenen Atem, meine eigene Nähe. Aber das war nicht das einzige. Auch die Nähe von Gott spürte ich, seinen Atem im Reich der Natur, und hörte ihn im Bibelwort. An das Bibelwort machte ich mich dann heran wie an ein Werkzeug, mit dem hantiert werden kann und das einem um so lieber wird, je mehr man damit umgeht. Bald lag mir ein Wort in den Ohren: «Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat.»

Einmal machte mir dieses Wort so zu schaffen, daß ich in Schweiß geriet, obschon es mitten im Winter war.

Zur bäuerlichen Berufsausbildung besuchte ich damals die Winterschule im Strickhof. Auf dem Weg vom Bahnhof zur Schule begegnete ich vielen Menschen. Alle waren vermummt in ihre Wintermäntel. Auf einmal fiel mir ein Mensch auf: Er trug keinen Mantel. Zudem schien er es auch nicht so eilig zu haben wie die Menschen und der kalte Wind, die an ihm vorüberzogen.

Ich hatte Hemmung, an diesem Menschen vorüberzugehen, das Wort Jesu lag wie ein schweres Werkzeug in meinem Herzen. Ich verzog mich in einen Winkel abseits und nahm mein Herz so in beide Hände, daß auch mein Mantel, den ich auszog, noch gefaßt werden konnte, und trat zu dem Fremden hin.

«Nehmen Sie meinen Mantel», sprach ich ihn an. Eigentlich ging es mir nicht darum, diesem Menschen einen Gefallen zu tun, sondern zuerst darum, einem Gebot zu gehorchen. Bei mir dachte ich, daß ich in der selben Situation aus Stolz wohl abgelehnt hätte. Mein Gegenüber besann sich einen Moment. Und dann geschah das Wunder: Der Fremde nahm den Mantel an, und als er wegging, er hatte allerdings noch nach meiner Adresse gefragt, hatte ich das Gefühl, es gehe ein Stück von mir selbst weg. Und das machte mich glücklich.

Der Weg

Damit trat ich meinen Weg zu den Obdachlosen an, eine etwas eigenartige Laufbahn der Armut, die mir später den Mut gab, nicht nur den Obdachlosen nachzulaufen, sondern auch den griechischen und lateinischen Vokabeln, die in meinem Kopf manchmal ebenso obdachlos waren wie die Obdachlosen in der Stadt Zürich.

Allerdings glaubten meine Kollegen an der Universität nicht, daß ich ernsthaft Pfarrer studieren wollte, denn wegen meiner bäuerlichen Gewohnheiten trug ich mit Vorliebe eine Hirtenjacke mit einer Kapuze, auch im Winter, und im Sommer Sandalen ohne Socken. Ich trage sie noch immer, die Sandalen im Sommer und die Kapuzenjacke im Winter – und trotzdem bin ich Pfarrer. Meine Freunde trauten mir damals auch nicht so ganz, weil ich nebenbei Bilder malte und mich auch als Schauspieler betätigte. Ich spiele heute noch Theater und male Bilder – und trotzdem bin ich Pfarrer. Ich bin eben zweimal geboren.

Der erste Obdachlose in meiner Gemeinde, der war ich. Der Grund dazu war ein rein äußerlicher. Ich trat meine erste Gemeinde als Verweser an. Die Gemeinde war da, aber kein Logis. Schließlich fand ich durch die Vermittlung eines lieben Gemeindebeamten zuoberst im Gemeindehaus einen Schlupfwinkel, grad unter dem Dach. Durch das einzige Fenster an der vorderen Hausfront grüßte mich der Himmel, oder, wenn ich ganz an das Fenster trat, lachten mir Menschen von der Straße unten zu. Beides war mir angenehm. Mit dem höchsten Wohnsitz im Dorfe war ich mehr als zufrieden, und immer wieder stärkte ich mich an dem Wort: «Wer der höchste sein will, sei euer Diener.»

Meine Hauptarbeit, sofern sie sich in meinem Dachzimmer abspielte, bestand nun ja darin, nach Kräften des Herzens und des Verstandes das Wort der Bibel als ein Werkzeug im Gemeindeleben einzusetzen. Das tat ich mit großer Freude. Darum war mir auch immer die Predigt ein wichtiger Höhepunkt meiner Tätigkeit.

Ganz besonders gut erinnere ich mich an eine Predigt, der ich den Text aus dem Römerbrief zugrundelegte: «So nun deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.»

Als ich im Verlauf der Predigt mit Nachdruck das Wort von den feurigen Kohlen aussprach, erhob sich zu meinem Erstaunen ein weibliches Gemeindeglied und lief eilends aus der Kirche davon. Habe ich ihr wohl eine falsche Auslegung vorgebracht, oder ist mir das Wort falsch ausgelegt worden? So überlegte ich und fand mich in Unsicherheit.

In den folgenden Wochen löste sich das Rätsel. Die Kirchenbesucherin, die davongelaufen war, er-

zählte mir mit strahlendem Gesicht: «Wissen Sie, Herr Pfarrer, ich danke Ihnen für Ihre feurige Predigt, denn als die Worte von den feurigen Kohlen fielen, erinnerte ich mich daran, daß ich zuhause das Bügeleisen habe stecken lassen, mit dem ich noch vor der Predigt meinen Rock geglättet habe.»

Nach anderthalb Jahren pfarramtlicher Tätigkeit in meiner ersten Gemeinde, begann es auch unter meinem Dach zu brennen, besser gesagt im Herzen. Deshalb verließ ich mein über den Dächern gelegenes Heim und zog mit meiner Frau in das Pfarrhaus, welches genug Raum bietet, unter seinem Dach auch eine Anzahl von Obdachlosen zu beherbergen.

Mimi

Im Hinblick auf unser häusliches Leben dürfen wir Christen uns darüber freuen, daß wir durch den Glauben nicht eigene Herren im Haus sein müssen, sondern, daß ein anderer Herr sein darf. Darum dürfen unsere Häuser «Herrbergen» sein. Da, wo Christus der Herr ist, da wird unser Haus aber sicher auch zur «Heerberge», was das Wort ursprünglich auch bedeutete.

Innert kurzer Zeit war in unserem Haus das Heer beisammen. Das kam so:

Während meiner Studienzeit hatte ich etwas von der Arbeit von Abbé Pierre in Paris gehört. Es war mir bekannt, daß in einem Lager am Rande der Stadt einige hundert Kinder im Elend unterzugehen drohten. Darum entschloß ich mich, dort ein paar Ferienwochen zu verbringen. Mit meinem Deux-chevaux, der zwar nicht so stark, dafür aber ein wenig schneller war als meine früheren Zwei-Pferd-Gespanne, rollte und schaukelte ich Paris zu.

Die Not des Lagers in Noisy-le-Grand riß mir die Augen auf. Auf einem Schuttablagerungsplatz der Großstadt, wo der Boden sich unter den Regengüssen knietief aufweichte, lagen halbmondförmige, mit Wellblech gedeckte Hütten. In menschlichen Gestalten begegnete mir der ganze Jammer. Er blickte aus notumschatteten Augen von Kindern, die noch nie in eine frohe Zukunft haben blicken können. Sie waren nur darauf erpicht, aus Mülleimern oder von Schutthaufen einen Bissen Nahrung zu erhaschen. Das Leben spielte sich ab, als gäbe es keine Seele und keine Liebe, keinen Gott.

Nach einigen Wochen, die ausgefüllt waren mit Schreiner- und Bauarbeiten, mußte ich wieder heimzu-

steuern. Es war für mich wirklich ein Müssen. Mein Zweipferder half mir, ein Stück Trauer aus diesem Lager herauszureißen: einige Kinder, die ich mit der Erlaubnis des Lagerleiters mit auf den Heimweg und in ein besseres Leben mitnehmen konnte.

In Anbetracht der grenzenlosen Not vergaß ich, daß es auf dieser Welt doch Grenzen von Nationen gibt. Vor dem Schlagbaum in St. Louis wurden wir zurückgehalten, als wir nachts um elf dort ankamen. Gottlob gab es in jener Gegend aber eine «Herrberge» eines Pfarrers, der uns buchstäblich vom Straßenrand weg in sein Haus aufnahm. Und dank der Vermittlung eines französischen Grenzkommissärs durften wir am andern Morgen weiterreisen und landeten schließlich wohlbehalten in den weitgeöffneten Armen der wartenden Frau im Pfarrhaus.

Alles, was für uns so selbstverständlich ist, war für die Kinder unfassbar und unbegreiflich. Der vierjährige Mimi wußte gar nicht, daß ein Bett eine Schlafstätte ist. Am ersten Abend stand er vor seinem Bettchen, und er mußte in die Federn gehoben werden. Er hatte auch keine Ahnung von rechtem Essen und Trinken. Als er das erste Glas Henniez zu Gesicht bekam, in dem die Bläschen hochstiegen, rief er erstaunt aus: «Tu vois, il pleut dedans!»

Ein Sonntag für zwei

Mitten in der Nacht, ungefähr vor drei Jahren, weckte mich ein schrilles Läuten. Was los war, merkte ich erst, als ich auf den Knopf des Weckers drückte. Vergeblich. Das Telefon!

Vom Bett aus hob ich den Hörer ab und sagte fürs erste nichts.

«Sie sind doch in Uitikon», tönte es aus der Muschel.

«Nein im Bett», sagte ich.

«Wie lange?» wurde ich gefragt.

«Zwei Stunden», gab ich zurück, weil ich vermutete, es gehe um einen Jux.

«Dann können Sie noch lange auf eine Wiederwahl warten.»

«Wenn das meine Telefonnummer betrifft, bin ich froh, doch was wünschen Sie?»

«Nichts, ich wünsche nichts, ich verwünsche . . .»

Die Stimme schwoll an wie ein Bergbach und begann nun loszupoltern.

«Wen verwünschen Sie?» unterbrach ich.

Jetzt brach eine Flut von Schimpfworten los, die selbst den schlimmsten Grobian von einem Fuhrknecht hätte erbleichen lassen.

«Sie . . . Sie . . . verfluchter Pfaff . . . Sie gehören doch auch zu den Bonzen, die . . . Ich werde den ersten besten, der mir aus Ihrem Nest (Dorf) begegnet, niederschlagen, daß das Blut bis zum Himmel spritzt.»

«Gut, ich komme, sagen Sie, wo ich Sie treffen kann.»

Pause. Ich hörte nur mein Blut rauschen. Dann keuchte es wie bei einem bis zur Ermattung gehetzten Tier, und mit gepreßter Stimme kam die Antwort: «Ich komme die Straße von der Stadt, die durch das Holz führt.»

Der Mann mußte in unserer Gegend bewandert sein, denn es gibt nur eine Straße, die durch den Wald in unser Dorf führt.

Mit den Scheinwerferaugen meines Deux-chevaux suchend, fuhr ich besagte Straße hinunter. Obschon ich auf irgendeine Erscheinung gefaßt war, erschrak ich doch erheblich, als plötzlich im Lichtkegel eine Gestalt auftauchte, alsogleich von der Straße wich und im Dunkel verschwand.

Ich hatte keine große Mühe, den Fremden einzuholen, denn seine Beine versagten ihm den Dienst. Er kauerte zwischen den Wurzeln eines Baumstammes, als müßte das seine letzte Ruhestätte sein. Ohne Widerstand ließ er sich von mir zum Auto bringen, und wir fuhren ohne ein Wort zu wechseln zum Pfarrhaus zurück.

Lange Zeit saß er neben mir in meinem Studierzimmer und erzählte mir sein Leben. Seine Stimme wechselte in den mir bereits bekannten Tonarten. Bald verlor sie sich in scheinbarer Gleichgültigkeit, bald steigerte sie sich mit der Erregung in maßlose Höhe. Oder sie erstickte im Dickicht schwerster Probleme und brach nach Minuten des Stillschweigens anklagend, urteilend, spottend, fluchend von neuem los.

«Sie sind obdachlos», wandte ich mich an ihn.

«Nein, haltlos, oder beides, wenn Sie wollen.»

«Wollen Sie mir helfen, daß das anders wird für Sie?»

«Ich möchte es versuchen, aber ich habe die Kraft kaum mehr dazu.»

«Die Kraft liegt nicht bei uns, sie wird uns geschenkt werden.»

Er schaute mich an, als wollte er für immer von sich wegschauen.

Noch wenige Stunden verstrichen, bis der neue Tag heraufstieg. Es war ein Sonntag, nicht nur auf dem Kalender, sondern auch in seinem und meinem Herzen.

Er blieb in unserem Haushalt. Bald ging er einer geregelten Arbeit nach, und alles schien sich zum Besten zu wenden. Eines Tages rief er mich zu sich in seine Werkstatt im Keller und schluckte vor meinen Augen einige Veronal-Pillen, so unerwartet und schnell, daß ich es nicht verhindern konnte. Das letzte, was er mir sagte, traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel: «Es hat mich doch kein Mensch lieb. Es hat mich noch nie einer lieb gehabt und wird mich auch nie einer lieb haben, weil meine Seele von Grund auf krank ist.»

Woher er die Veronal-Pillen hatte, wußte ich nicht, aber ich glaubte zu wissen, woher seine Haltlosigkeit rührte.

Er mußte in die Heil- und Pflegeanstalt eingeliefert werden. Dort verlangte er mich und bat mich, es noch einmal mit ihm zu versuchen. Obwohl er ein Jahrzehnt älter ist als ich, nannte er mich Vater, weil er nie einen Vater gekannt hat. Und er weinte wie ein Kind, als ich ihm den Vorschlag machte, ein Zimmer in einem fremden Haus zu beziehen.

«Ich muß unter Ihrem Dach wohnen, sonst geht es nicht», sagte er ganz bestimmt. «Sie haben mich aus dem Tod gerissen, nun tragen Sie die Verantwortung für mich.»

Ich konnte darauf keine Antwort geben, weil ich in diesem Moment unsicher war, ob ich wirklich das Äußerste für diesen Menschen getan hatte oder nicht. Ich konnte diesen Selbstvorwurf nicht ausschalten, und je ungewisser ich in dieser Beziehung war, desto gewisser wurde es, daß ich ihn noch einmal in unser Haus aufnehmen mußte.

«Il pastore cabutt!»

Zweimal habe ich in meinem Leben eines auf das Dach bekommen, zuerst von einem Pfarrer und dann von einem Obdachlosen. Das erste Mal geschah es in der Religionsstunde, als ich kurz vor dem Beten einen Brocken Brot in den Mund steckte. Auch wenn der Pfarrer hernach betete: «Gib uns heute unser tägliches Brot», wußte ich ganz genau, daß ich die

Strafe verdient hatte, und nahm für alle Zukunft die Religionsstunden samt dem Pfarrberuf mehr ernst und beim Beten den Mund nicht zu voll.

Das zweite Mal war es mein Hausgenosse, den ich wieder zu mir aufgenommen hatte:

Samstagmittag. In meiner Predigtvorbereitung wurde ich gestört durch ein ruchloses Gespräch, das vom Erdgeschoß des Hauses heraufdrang. Ich wollte zum Rechten sehen und gewährte unseren Obdachlosen, der sich unflätig benahm, weil er offenbar zu viel ins Glas geschaut hatte. Das schien mir schon Grund genug dafür zu sein, ihn fest am Arm zu packen und zur Haustüre hinauszuschieben. Hätte ich ihm vor der Nase die Türe zugeschlagen, hätte er wohl nie auf meine Nase losschlagen können. Ich tat es nicht, aber er tat es. Und zwar tüchtig. Das sagte mir dann der Arzt, der mich behandelte.

Bis es allerdings soweit war, trug sich noch allerlei zu: Der Schlag saß. Ein Italiener, der den Vorfall beobachtet hatte, rannte das Dorf hinunter, in einem fort laut verkündend: «Il pastore cabutt.» Unser Dorfpolizist witterte Böses und packte den stark berauschten Querschläger in sein Auto. Man müsse doch, so sagte er mir später, für den Leib des Pfarrers sorgen, wenn er schon für die Seele Sorge. Ohne meinen Willen wurde der Zwischenfall bekannt, was auch dazu beitrug, daß am anderen Morgen einige Leute mehr in der Kirche saßen. Das war das Angenehme. Unangenehm wurde die Sache, als ich eine Vorladung zur Zeugenaussage vom Bezirksgericht in Zürich erhielt.

Friedlich stand ich mit meinem Obdachlosen vor den Schranken und hatte gar keinen Grund, mich geschlagen zu geben. Immer noch hoffte ich auf eine Besserung im Leben meines Schützlings. Darum stellte ich die Sache in das beste Licht und ermunterte den Richter nur, einmal nachzulesen, was im Matthäus 5, 39 steht: «Wer dich auf die rechte Backe schlägt, dem biete auch die andere dar.» Der Richter war um eine Antwort nicht verlegen und meinte: «Aber er hat Sie ja in die Mitte geschlagen!»

Ich konnte trotz meiner felsenfesten Hoffnung doch nicht so ganz erleichtert aus dem Gerichtssaal gehen, nachdem ich das ganze Sündenregister hatte zur Kenntnis nehmen müssen. Ich mußte in Abgründe schauen, daß mir fast schwindlig wurde. Was waren da für Irrwege begangen worden, daß es zu zwei Jahren Regensdorf gekommen war . . .

Der Richter fällte ein sehr günstiges Urteil, indem er den Wüterich mit Nachdruck ermahnte, in Zukunft sich der Freundschaft würdiger zu erweisen und vor allem dem Alkohol zu entsagen.

Als wir den Richtersaal verließen, sagte mein Freigesprochener in ernsthaftem Ton: «Nun habe ich genug Übles getan. Ich bereue. Jetzt wird es anders kommen.»

Und es kam anders. Es wurde dem um sich selbst Ringenden eine gute Stelle angeboten, und im Verein mit Behörden und privaten Personen war es möglich, einen dicken Strich unter alles Vergangene zu machen. Er hat sich ins Leben zurückgefunden.

Manchmal telefoniert er mir, nicht mehr so spät wie ehemals, und bittet mich, mit ihm durch «den Draht» ein Unservater zu beten.

«Wirtschaftswunder»

Diesen Titel muß man wörtlich verstehen. Genauer müßte man sagen «Pintenvunder».

Ich habe schon einige erlebt. Ich nehme jeweils meine Gitarre und einige junge Freunde mit, und dann gehen wir in die verrufensten Wirtschaften der Stadt, die frohe Botschaft zu verkünden. Als Kanzel dient ein Tisch, und die Kirche bilden die jungen Leute, aus deren Augen wie durch die Fenster der Kirche reines Licht strahlt. Es ist schon ein Wunder, daß da und dort ein Wirt die Musikautomaten abstellt, um dem Wort und dem Singen Raum zu geben. Und es ist nicht weniger ein Wunder, daß innert weniger Minuten entwurzelte Menschen nach dem Worte fragen.

Auf einer solchen Tournée begegnete mir Johnny. «Wenn du Pfarrer bist», so rief er in die Wirtschaft hinein, «so antworte nun auf diese Frage: Woher hat Kain seine Frau geholt?»

Diese Frage bewog auch seine Kumpanen, still zu sein. Zu einer theologischen Erwiderung mochte die mir eingeräumte Zeit zur Lüftung der Rätsel wohl nicht ausreichen. Ich sagte nur kurz, was einst der berühmte englische Evangelist Moody auf diese Frage geantwortet haben soll: «Ich schätze sehr, daß du der Wahrheit nachforschest, aber immerhin bedenke, daß es gefährlich ist, wenn du den Frauen anderer Männer nachspürst!»

Diese Antwort bewog die Zuhörenden zu einer

Sympathiekundgebung, die mich denn auch ansprach, mit aller Ernsthaftigkeit nun doch noch etwas über jene Geschichte zu sagen. «Ihr wißt, Kain war ein Brudermörder. Er wurde es, weil er seinem Bruder das Wohlergehen mißgönnte. Statt daß er auf Gott blickte, blickte er nur auf die Menschen. Er dachte, daß er benachteiligt sei, und deshalb kam er in die Schuld hinein. Gott benachteiligt keine Menschen, auch euch nicht. Gott machte ein Kreuz auf die Stirne des Kain, damit ihm weiterhin nichts passiere. Gott gibt auch euch den Gekreuzigten, damit ihr zu ihm aufblickt und nicht im Schlamassel versinkt.»

Johnny ließ mich nicht mehr aus den Augen und legte mir beim Verlassen der Wirtschaft die Hand auf die Schulter. Aber es war eigentlich keine Hand, denn der Mittel- und Ringfinger fehlten.

Ob ich ihn mitnehmen würde, fragte er mich, stieg in den Deux-chevaux ein und brüllte dann in einem fort: «Versteh mich, ich will von dir kein Pfund (20 Franken) oder eine Schnecke (5 Franken). Ich will kein Mitleid von dir. Du bist Pfarrer. Gib mir das Seelenheil.»

Dann schluchzte er, und Tränen flossen ihm über die Wange und versickerten in seinem struppigen Bart, der ihm das Aussehen eines Waldmenschen verlieh. In unserem Hause angelangt, wollte er nicht in einem Bett schlafen, sondern neben meinem Schreibpult beim Zentralheizungskörper.

«Wo hast du denn geschlafen?» fragte ich ihn.

«Schon zehn Jahre penne ich im Freien oder in einem Schlupfwinkel der Stadt. Gestern bei etwa acht Grad Kälte lag ich im Hof einer Möbelschreinerei, als Decke hatte ich ein Brett.»

«Warum tust du denn das?» forschte ich weiter.

«Weil meine Mutter eine Hure war. Ich bin 29 Jahre alt und weiß das seit drei Jahren. Jeder meiner Brüder ist von einem anderen Mann. Ich selbst wurde von meiner Mutter ausgesetzt. In einem Kartoffelkorb hatte man mich auf einem Acker gefunden. Wäre ich doch nur als Kartoffel geboren, so wäre ich wenigstens unter dem Boden oder überhaupt nicht mehr. Oder ich hätte anstatt eines vier Augen.»

Erst jetzt merkte ich, daß ein Auge blind war. Ich betete mit ihm. Seine Hände und Arme waren anzufassen wie dürre Baumäste, seine Haut wie Rinde. Diesen Menschen mußte ich liebhaben.

Als ich am anderen Morgen in meine Studierstube

trat, kam er mir entgegen. «Ich habe dir etwas gestohlen.»

Die Schublade meines Schreibtisches, in der ich jeweils mein Geld deponierte, stand offen.

Ich war im Begriffe, mir an den Kopf zu greifen – doch ich hatte keinen Anlaß, denn Johnny zog aus seiner Tasche ein . . . Neues Testament und sagte: «Siehst du, das habe ich dir genommen von deinem großen Büchergestell.»

Er blieb noch einige Tage. Und dann «verreiste» er.

Goliath

Als ich ihn das erste Mal sah, schlug er mit seiner Riesenfaust auf den Wirtshaustisch, so daß die Gläser samt ihrem Inhalt in die Höhe sprangen. Es hatte ihm einer vorgehalten, er sei das größte Mostfaß der Welt, mit dem Unterschied zum zweitgrößten Faß der Welt, das wenigstens dicht halte.

Goliath räumte darauf mit seinen Widersachern auf, indem er sie kurzerhand am Genick packte, sie an einen andern Tisch verpflanzte und vor ihren Augen mit Genugtuung die standfestesten der Mostgläser austrank. Seine Kumpanen muckten kaum mehr und versteckten sich unter ihren moosfarbenen Hüten. Und nur einer unter ihnen getraute sich noch einmal «Mostkopf» zu rufen.

Ich streckte ihm die Hand hin. Er schaute mich mißtrauisch an und fragte mich, ob ich ihm etwa helfen wolle beim Leeren der Mostgläser.

Dann trat er mit mir ins Freie, und wir stapften miteinander durch den Schnee, ohne bestimmtes Ziel.

«Willst du mir einige Verstecke von Obdachlosen zeigen?» begann ich das Gespräch. Er schaute mich «von oben herab» an. Er konnte ja nicht anders, der Riese.

«Sag mir zuerst, bist du ein Spitzel der Schmie-re?»

«Hast du mit der Polizei so schlechte Erfahrungen gemacht, daß du mir deinen Dienst versagen würdest, wenn ich es wäre?»

«Nein, nicht unbedingt. Eigentlich tun sie ja nur ihre Pflicht, wenn sie uns aufsäßig sind.»

Goliath schien sich gut auszukennen in der Liste der «Obdachlosenherbergen». Bei diesem Rundgang zeigte er mir an die siebzig Schlafstellen: Kellerlö-

cher, Autokarosserien, Baustellen und Schreberhäuschen.

Und er führte mich an den traurigsten Ort, den ich in der Stadt wohl je gesehen habe.

Es schneite unaufhörlich, als würde die schon dicht gefallene Schneedecke nicht genügen, um all das Leid und die Not der Obdachlosen zuzudecken. Wäre Goliath nicht bei mir gewesen, so wäre auch ich durch die Schneedecke getäuscht worden. Ich hätte niemals geahnt, daß da bei einem Schuppen unter einem wenig aufgeworfenen Schneehügel ein Lebewesen vorhanden sein könnte.

Goliath wurde aufmerksam auf den Ort, weil einige Strohhalme aus dem Schnee hervorschauten. Als er begann, Schnee und Stroh zu entfernen, begriff ich noch immer nicht, um was es da gehen könnte.

In einen Mantel eingehüllt lag da ein Mensch!

In unserer Pfarrküche bei warmer Speise und heißem Tee, taute das Menschenkind während kurzer Zeit auf. Es war ein Mann in mittleren Jahren, mit einem Kraushaarkopf und strahlenden blauen Augen. Goliath kannte ihn selbst nicht. Er konnte sich darum hier ungehemmt von der besten Seite zeigen. Er trug ihm Spiegeleier auf und rührte ihm den Tee.

Ein nächstes Mal traf ich Goliath in einer dunklen Ecke seiner Stammwirtschaft.

«Ich habe auf dich gewartet. Komm, ich muß dir etwas sagen. Weißt du, es stimmt, was die andern mir immer vorhalten. Ich bin ein Bettnässer, und darum kann ich auch nie in einem Bett schlafen. Zudem leide ich unter Asthma. Aber das Schlimmste ist, daß ich nur mit dem Alkohol vergessen kann.»

«Was mußt du denn vergessen?»

Er flüsterte mir ins Ohr.

«Ich war bei der Fremdenlegion in Indochina, ich weiß noch genau, wie es damals war.»

«Was war denn damals?»

«Ich sage es falsch, wenn ich sage, es war. Es ist immer noch. Das Bild. Ich komme davon nicht los. Ich erhielt den Befehl, einen verwundeten Viet in das Lazarett zu schleppen. Aber die Sache hing mir zum Halse hinaus. Der Mann litt fürchterlich. Ich warf ihn in ein Gebüsch und gab ihm den Gnadenschuß. Ich sehe immer wieder, wie er . . .»

Es wollte mir keine Antwort in den Sinn kommen. Dieser große Mensch, der es offenbar gewohnt war, wegen seiner Gestalt von allen Menschen hart angefaßt zu werden, der war innerlich so klein, so unsi-

cher. Und dazu hatte er Schuld auf sich geladen. Mit seiner Körperkraft hatte er den Verletzten nicht tragen wollen.

Über dem Ventilator hing ein mit einer papiernen Rose geschmücktes Kruzifix. Der Staub hatte sich wohl seit Jahren dort angesetzt. «Sieh einmal dorthin!» Ich zeigte mit dem Finger auf den Gekreuzigten. Er suchte mit den Augen, und als er auf den Boden blickte, wußte ich, daß er gesehen hatte. «Glaubst du?» fragte er mich.

«Ja, ich glaube, daß Er auch für dich gestorben ist, und ich glaube an die Vergebung.»

«Du wirst mir das immer wieder sagen müssen, vergiß das nie.»

Der Bunker geht auf

An meiner Hochzeit vor sechs Jahren nahm das ganze Dorf teil. Noch lange wurde von diesem Tage geredet. Auch von den Clochards, die mit im Zug zur Kirche waren. Deshalb nämlich, weil sie nicht nur unrasiert kamen, sondern weil sich einer während der Predigt aus der Mitte der Gemeinde davonstahl in die Mitte der vielen mit belegten Brötchen gedeckten Tische im Gemeindesaal, der für die Gäste offenstand.

In diesen Jahren lernte ich in der Mitternachtsarbeit immer mehr Menschen der Straßen und der Plätze kennen. Im Seegfröni-Winter, als alles Stein und Bein gefroren war, wagten wir eine Einladung aller Obdachlosen zu einem Abend in den «Weißen Wind». Auch für diese Zusammenkunft waren Predigt und belegte Brötchen, Musik und Gesang vorgesehen. Den Geladenen zuliebe aber kamen die belegten Brötchen zuerst an die Reihe . . . Die Abende wurden monatlich im «Karl dem Großen» wiederholt. Es kamen Hunderte von Obdachlosen. Und nach den Veranstaltungen blieben sie einfach bei mir. Wo sollten sie denn auch hin?

Bald war eine Großfamilie beisammen, aber es fehlte ihr noch das Haus. Mit Sorge sah ich diesem Winter entgegen. Das Pfarrhaus bot keinen freien Raum mehr. Die Bettwäsche in unserem Hause war restlos vergeben. Aber es gab noch andere Menschen, die an die Obdachlosen dachten. Zum Beispiel der Leiter des Quartieramtes, dem die vielen Feldbetten in den Sinn kamen, die in seinen Magazinen aufgestapelt sind, und der Polizeivorstand. Durch ihn ge-

lang es, die Schlüssel vom Bunker 2 am Helvetiaplatz in die Hände des Vereins Inselhütte und schließlich zu mir zu bringen. Der Bunker sollte ein Heim werden, ein Stück Himmelreich unter der Erde.

Der erste Punkt unserer in gemeinsamer Beratung aufgestellten Heimordnung lautet: Wir kämpfen mit den Waffen der Liebe! Unser Bunkerhaus ist kreisähnlich eingeteilt. Auch unsere Familie ist ein Kreis. Der Mittelpunkt? Man sieht ihn nicht. Wir haben keinen Chef, wir sind eine Familie. Der unsichtbare Mittelpunkt in unserer Familie ist Jesus Christus.

Sechs Familienväter sind da. Sie sind zugleich auch Zimmerväter. Der eine heißt Pilatus, weil er sein Zimmer mit einem Pilatus-Bild kennzeichnete. Der Name ist bezeichnend für diesen Block von einem Menschen. Einmal war Pilatus in einem Restaurant blockiert. Ich holte ihn. Er machte rechts-umkehrt in der Wirtschaft und kam nach Hause. Ich sagte ihm: «Der Glaube kann Berge versetzen.» Und Pilatus ließ sich versetzen.

Zu den verantwortlichen Hausvätern gehört noch ein ganzes Team: Ein Arzt, ein Jurist und eine Sekretärin. Unsere Familie will sich selbst erhalten. Darum arbeiten alle, die nicht durch irgendeine Krankheit verhindert sind.

Wir besitzen eine eigene Küche und, was ebenso wichtig ist, einen Koch. Er hat zwar keine weiße Kochmütze, aber dafür ein weißes Haupt, das allhand durchgemacht hat. Unter der Erde haust auch unser Coiffeur, der tip-top rasiert und mit seiner Schere so gut mäht, daß sich einer geradezu wehren muß, wenn er noch ein Schnäuzchen unter der Nase trägt.

Die Zeit vergeht unter der Erde fast schneller als über der Erde. Vor allem die Freizeit. Es gibt viel zu tun. Wischen, stricken, nähen, reinigen, auch etwa Streit schlichten und Sprachstudium, weil sich begreiflicherweise in einem Bunker, der sich Helvetia nennt, Männer auch mit französischer, italienischer oder einfach frecher Zunge eingliedern lassen wollen.

Ab und zu besucht uns die Polizei. Aber diese Männer sind unsere Freunde. Sie sagen immer wieder, wir hätten die beste Ordnung aller Wohnungen unter der Erde.

Jeden Abend kommen die Familienväter nach Torschluß um 23 Uhr zu mir ins Pfarrzimmer. Ich brauche sie, und sie brauchen mich. Dann wird über die Anliegen und Nöte gesprochen, und auch über

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



*Wo ist die holde Maid
in dieser Waldeinsamkeit?*

die Hausführung. Erfahrungen werden ausgetauscht und, wenn es gemütlich wird, etwa Zigarren geraucht, die von einem Spender geschickt wurden. Jede Woche kommt die Familie bis auf den letzten Mann zusammen, leert den Kropf und stärkt das Herz. Die Zusammenkünfte finden im Aufenthaltsraum statt, in dem auch der Fernsehapparat und das Klavier stehen, Geschenke von der Obdach-Welt.

Es geht uns langsam besser. Trotzdem ist es noch nicht so weit, daß wir etwa unsere Postcheckkontos aufheben möchten: Verein Inselhütte VIII 61 930 und Zürcher Stadtmission VIII 7182.

Die letzte Konserve

Unter dem Titel «Zürich wohin?» lief vor Jahren in unserer Stadt eine Aktion der Kirche. An einem Abend wälzte sich ein Strom von Menschen zum Kongreßhaus. Ich schwamm mit. Bei einer Straßenkreuzung erblickte ich eine von den Erscheinungen, die nur zu gut bekannt war, ein Mensch, der von weit her nur aus Hut, Mantel und zwei riesigen Schuhen zu bestehen schien. Haare, die an Seegrass erinnerten. Ich folgte ihm. Plötzlich schien er es eilig zu haben und steuerte auf den Schiffsteg zu, der in den See hinaus führte. Am Ende des Steges sprach ich ihn an: «Guten Abend, ich habe Sie auch schon gesehen. Wie geht es Ihnen?» Er kehrte sich um.

«Was führt denn Sie her?»

«Sie selbst!»

«Was ist denn los?»

«Nächstenliebe.»

«Ach, gehen Sie doch mit ihren Sprüchen!»

«Aber nicht ohne Sie.»

Erst jetzt sah ich unter seine buschigen Brauen. Seine Augen streiften mich.

«Brauchen Sie Geld?» Keine Antwort.

«Brauchen Sie ein Bett?» Wieder keine Antwort.

«Brauchen Sie sonst eine Hilfe?»

«Ich brauche gar nichts. Auch Sie brauche ich nicht.»

«Dann brauchen Sie aber vielleicht eine Bibel!» Ich streckte ihm meine kleine Bibel hin, und, was ich nicht zu glauben wagte, geschah – er nahm sie.

Erst jetzt entspann sich ein Gespräch, das mir einigen Aufschluß über sein Leben gab. Als vierjähriger Knabe mußte er zusehen, wie sich sein Vater erhängte. Er versuchte seinen Weg im Leben zu finden, mit doppeltem Einsatz, weil er keine Lehre absolvieren konnte. Dann landete er in der Stadt und begnügte sich mit Gelegenheitsarbeit, Kabelziehen, Früchte und Gemüse ausladen, Schnee schaufeln.

Als ich ihm die Hand zum Abschied gab, war ich im Ungewissen, ob er das gegebene Versprechen wirklich einlösen würde, mich am nächsten Abend wieder zu treffen. Ich traf ihn damals auch nicht, sondern mehr als ein Jahr später in der dunkeln Ecke einer Wirtschaft. Als er mich entdeckte, kam er auf mich zu. Er öffnete seinen noch schäbiger gewordenen Mantel, dann einen Kittel, noch einen Kittel und schließlich zog er aus seiner Gilet-Tasche ein kleines Päcklein. Drei, vier Papierhüllen legte er auf die Seite. Schließlich kam eine Tabakdose zum Vorschein, die er wiederum öffnete. Der Dose entnahm er wieder ein Päcklein und entfernte nochmals zwei Papierhüllen.

Mit Stolz zeigte er mir schließlich seine Taschenbibel!

Immer wieder denke ich an jenen Mann. Gott wird es ihm nicht verübeln, daß er seine Bibel wie eine letzte, kostbare Konserve mit sich trägt.

Das ist sie ja auch für uns, wenn wir sie aufschlagen und fragen: «Warum haben wir denn mit dem Obdachlosen etwas zu tun?» Und sie dann antwortet: «Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.»